

Rudolf Kollers Autobiographie

Autor(en): **Frey, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **2 (1908)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751106>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gelehrten Juristenstand. In der Schweiz dagegen liegt sie bei Richtern, welche das Volk beinahe überall, ohne jede gesetzliche Schranke und gesetzliche Voraussetzungen in Hinsicht auf die Vorbildung, aus den Männern seines Vertrauens wählt. Insbesondere in den untern Instanzen sitzen deshalb vielerorts, sogar weit überwiegend, Laien. Das Volk hält an dieser eminent demokratischen Gerichtsverfassung zähe fest. Wäre nun aber das neue Gesetzbuch in einer schwer verständlichen Gelehrtensprache abgefasst, so wäre damit die Frage des Weiterbestandes dieser Organisation im Grunde genommen präjudiziert. In Wirklichkeit durfte aber unmöglich das Zivilgesetzbuch indirekt diese alteingelebten Institutionen gefährden. Das ist denn auch nicht geschehen. Das schweizerische Zivilgesetzbuch erschüttert nicht die hergebrachte Art und Weise, die Gerichte zu bestellen. Es zwingt zu einer verständigen, gesunden, ungekünstelten Rechtsprechung und ist für jedermann lesbar.

Doch wir begrüßen nicht nur die Rechtseinheit, nicht nur die Kodifikation und nicht nur das formvollendete bürgerliche Gesetzbuch. Damit allein wäre die einstimmige Annahme des letztern in den beiden Räten und die Sanktion von seiten des Volkes ohne Referendum nicht zu erklären. Vielmehr bietet das Gesetzeswerk auch einen reichen, tiefen, fortschrittlichen Inhalt. Über diesen sollen die Leser dieser Zeitschrift durch zwei nachfolgende Aufsätze orientiert werden.

ZÜRICH.

PROF. A. EGGER.



RUDOLF KOLLERS AUTOBIOGRAPHIE.

Rudolf Koller wusste hübsch und anmutend zu erzählen, wenn er beiläufig auf dieses oder jenes Ereignis seines Lebens geriet. Sobald er aber in aller Form über seine Vergangenheit berichten sollte, wurde er kurz und fand, er habe überhaupt nichts Nennenswertes erlebt. Ganz ähnlich verhielt es sich, wenn er einmal die Feder zur Hand nahm, um über Erlebtes zu plaudern: während er so nebenbei in einem Freundesbriefe rund und anschaulich erzählte, fühlte er sich beengt in der Rolle eines Autobiographen.

In diese wurde er versetzt durch den Wunsch seines Freundes und Gönners Fr. Imhoof-Hotze in Winterthur, des Vaters des hervorragenden

Numismatikers Imhoof-Blumer. Für diesen Freund, nicht für die Öffentlichkeit, waren die autobiographischen Aufzeichnungen bestimmt.

Damals als Koller, ein Sechzigjähriger, zur Feder griff, war sein Augenleiden bereits derart geworden, dass er zwar noch zu schreiben, nicht aber das Geschriebene zu lesen imstande war. Daher erklärt sich denn ein nicht zu Ende gediehener Satz. Selbstverständlich war er auch nicht in der Lage, irgendwie gedrucktes oder geschriebenes Material zu Hilfe zu nehmen, sondern lediglich auf sein Gedächtnis angewiesen, das ihn in chronologischen Dingen mehr als einmal getäuscht hat. Ich verzichte auf irgendwelche sachliche Korrekturen und verweise auf mein Buch über den Maler, das völlig aus den Akten geschöpft ist. Dass dem Biographen diese Aufzeichnungen Kollers nur sehr wenig boten, darüber belehrt ein kurzer Blick.

Auf diplomatische Genauigkeit macht der Abdruck keinen Anspruch.

ZÜRICH.

ADOLF FREY.

*

*

*

Also im Jahr 1828, den 21. Mai, wurde ich geboren. Mein Vater übernahm — ich war zwei Jahre alt — den Gasthof zum „Adler“. Viele Fuhrleute waren die Kundschaft, und ich bekam da immerfort viele Pferde zu sehen, was mich anregte, solche mit Kreide oder Griffel auf Schiefertafeln zu zeichnen. Später, wie ich in die Schule musste, waren die Bücher und Schulhefte voll von Pferden und Meerschiffen und allerhand anderem gekritzelt. In den Zeichnungsstunden, die mir die liebsten waren, machte ich grosse Fortschritte und war auch, aber nur in diesem Fache, immer der erste. Unser Zeichnungslehrer Schweizer war ein sehr lebendiger und anregender Lehrer. In der Privatstunde durfte ich dann nach Gips zeichnen, und in meinem 12. Jahre habe ich schon in Öl malen dürfen.

Meine Eltern gaben nach langem Widerstreben doch endlich auf mein Bitten, das von J. Schweizer sehr lebhaft unterstützt wurde, zu, dass ich den Künstlerberuf erwählen durfte. Man fand es damals nicht von Nutzen, länger die Schule zu besuchen, und ich kam dann in die Lehre, in meinem 14. Jahre, zu Porträtmaler Obrist. Da wurde gleich in Öl gemalt, nach Gips und alten Bildern. Dem leidigen Schulzwang enthoben, war ich sehr fleissig. Ein Jahr lang genoss ich den sehr pedantischen Unterricht des H. Obrist, und der Landschaftsmaler Ulrich nahm mich freundlich als seinen Schüler in sein Atelier. Mit Gustav Ott und Jul. Rieter wurden Ulrichs Studien kopiert. Mein Lehrer stellte nur mir die schon schmeichelhafte Aufgabe, seine Bilder zu kopieren. Alles überliess er mir zu malen, nur das Wasser

zu malen, behielt er sich vor. Er hatte darin eine besondere Fertigkeit, teilte uns aber die Kunstgriffe und Regeln nie mit.

Im Sommer 45 machte ich meine erste Studienreise nach Stuttgart in die Gestüte von Weil-Scharnhaussen und Klein-Hohenheim. Volle Skizzenbücher und Studien von Pferden brachte ich im Herbst nach Hause. Es drängte mich, diese zu verwerten, und ich malte dann ein Bild nach dem andern, so gut es ging. Das erste Bild, eine Schimmelstute mit ihrem Füllen, verkaufte ich an J. Meiss-Muralt für 200 alte Franken. Andere Bilder gab ich meinem Lehrer Schweizer als dankbarer Schüler usw. Dann musste ich die Pferde von Oberst Muralt porträtieren, dann diejenigen von Frau Brunner-Koller. Diese Studien wurden später in Düsseldorf zu einem Bilde verarbeitet.

Im Frühjahr 46 reiste ich für längere Zeit in die Fremde; zuerst wieder nach Scharnhausen für einige Monate, um die Pferdestudien fortzusetzen. Dann im Herbst nach Düsseldorf. Dann gings nach Stuttgart, Heilbronn und Frankfurt, wo ich von Füssli und seiner Mutter gut aufgenommen wurde, durch diese den jungen A. Schreyer kennen lernte. Dann nach Mainz, den Rhein hinunter bis Düsseldorf auf dem Dampfboot. Auf der Akademie hiess es aber, man müsse zuerst ein Jahr lang nach Gips zeichnen. Das war sehr entmutigend. Zeichnete aber zur Zufriedenheit den ersten Kopf, so dass ich alsobald in die Malklasse eingeteilt wurde, und zwar zu dem damaligen besten aber auch strengsten Lehrer Ph. Sohn. Jede Woche wurde ein Studienkopf gemalt, und zwar in Gesellschaft von etwa 10—12 Schülern, darunter Ludwig Knaus, A. Feuerbach, Bleibtreu, Mintorp, Dumonceau usw. An Sonntagen und an Feiertagen malte ich an dem Pferdebild von Frau Brunner.

Hier lernte ich Böcklin aus Basel kennen; er war in der Landschaftsschule von Schirmer, und wir wohnten dann ein halbes Jahr zusammen. Durch den Einfluss der Mitschüler hauptsächlich wollte ich mich mehr der Historienmalerei zuneigen, und schrieb dies nach Hause. Aber mit nichten: mein früherer Lehrer Ulrich riet mir sehr ernstlich, das Tierfach nicht zu verlassen, für welches ich ein zu ausgesprochenes Talent zeigte, und drang darauf, dass ich baldigst Düsseldorf verlassen sollte, um nach Paris überzusiedeln.

Da ich im Tierfach keine Anregung finden konnte und Freund Böcklin auch willens war, Düsseldorf zu verlassen, so reisten wir zusammen im Februar 47 nach Brüssel. Verboeckhoven, als berühmtester Tiermaler, wurde da besucht; machte aber auf uns beide nicht den gewünschten Eindruck. Hier malte ich ein Stallbild, eine Schimmelstute mit Füllen, in Rembrandtischer Beleuchtung (verkaufte dies später in Genf). Auf der Galerie wurde namentlich Rembrandt studiert.

Im Mai trennten sich Böcklin und ich; Böcklin musste nach Hause, und ich dampfte allein nach Paris. — In dieser grossen Stadt war es mir unheimlich, wusste auch zuerst nicht, was ich hier anfangen sollte. Auf dem Louvre kopieren und bei Suisse Akte zeichnen, war da meine Hauptbeschäftigung. — Kupferstecher Werdmüller und, doch weniger, J. Stadler und Hegi, lernte ich kennen.

Gerne wäre ich in ein Atelier (Vernet) eingetreten. Aber die Kosten waren zu gross. Ich begnügte mich daher mit dem Studieren und Kopieren der alten Meister: Dujardin, Wouvermann, Potter usw. Um das Neujahr 48 traf Freund Böcklin wieder in Paris, mit mir als Zimmerkamerad, ein. Die Maler Dupré, Marilhat, Decamp machten uns bedeutenden Eindruck. Rosa Bonheur erschien mit ihren ersten Bildern. Brascassat, an den ich Empfehlung hatte, gab mir einige Wegleitung. Aber als Schüler nahm er überhaupt niemanden auf. Sein Beispiel: alles nach der Natur gründlich zu studieren. Brascassat's Verfahren, seine Modelle, Kühe, Stiere, Schafe, alles zu kaufen und in alle Details zu studieren, erweckte in mir die höchste Sehnsucht, ebenfalls so zu handeln. Dazu brauchte es aber Stallung, Bedienung der Tiere, ein grosses Atelier zu ebener Erde usw. Bis mir die Mittel dazu geworden, ging es aber noch manches Jahr.

In Paris wurden noch Akte gemalt und gezeichnet, auf dem Louvre kopiert, und abends, wo dieser geschlossen wurde um 4 Uhr, unternahm ich noch zu Hause eigene Bilder. Böcklin und ich kauften im Anfang Februar die Möbel von dem heimkehrenden J. Stadler und mieteten uns ein Atelier mit einer Schlafkammer in der Rue de l'Est, wo auch Werdmüller wohnte.

Den 24. Februar brach aber leider die Revolution aus, wo Louis Philipp weggejagt wurde. Da war einige Zeit lang kein Arbeiten

mehr möglich. Aktzeichnen und Kopieren im Louvre, der geschlossen wurde, hörte auf. Das Geld ging uns aus, und von zu Hause konnte keiner von uns welches bekommen. Es waren traurige Tage; was versetzt werden konnte auf dem Mont de Piété, das wanderte dorthin. Wir lebten bald nur noch von Brot und Kartoffeln. Diese Kalamität hielt einige Monate an. Vom Malen wurde ganz Umgang genommen. Endlich im Mai erhielt so einer nach dem andern wieder Mittel von zu Hause, aber auch den Befehl, unter diesen Umständen nach Hause zu kommen, da es besser und billiger sei zu Hause.

Von dieser Zeit an musste ich mich auf meine eigenen Füsse stellen; meine Eltern gaben mir noch Kost und Logis zum schlafen, aber das Arbeitslokal und die Utensilien und Modelle musste ich selbst bestreiten. So malte ich dann Bild um Bild. Hunde- und Pferdeporträts trugen mir am meisten ein. Bis Ende 49 hatte ich mir einige hundert Gulden verdient und reiste dann mit Freund Ott nach München.

Natürlich musste ich auch hier einfach Bilder malen; von Studien wie früher war nun keine Rede mehr. Es tat mir sehr weh, dass es in München auch gar keine Gelegenheit gab, Tiere nach der Natur zu malen. Nach fleissigen Studien in Öl oder nur gezeichneten haben die Münchner damals ihre Bilder angefertigt. Das war mir aber zu wenig, und ich sehnte mich nach einer andern, bessern Gelegenheit. Ich malte nun so gut es ging mit mangelhaften Naturstudien Bilder, mehrere auf Bestellung von zu Hause. Für Herrn Greuter im Beckenhof einen Pferdekampf. Dann für H. Ott-Trümpeler ein Alpenbild mit Kühen. Für eine Frau Ganzoni in Triest ein Abendbild usw. — Im Herbst 51 reiste ich auf Besuch nach Hause zu der Zeit, wo mein Vater sich eine grössere Bierbrauerei ankaufte. Zu meiner grossen Freude waren dabei Stallungen und eine grosse Scheune, in welcher letztern ich mir ein Atelier einrichten konnte. Ging dann, bis diese Baute fertig wurde, wieder nach München über den Winter.

Im Sommer 52 kehrte ich dann ganz nach Zürich zurück, richtete mich in dem neuen Atelier ein und malte drei schon ausgeführte Studien. So kam dann eine neue und bessere Malerei zustande. In den Sommermonaten wurden dann in den folgenden Jahren Studienreisen in den Bergen unternommen, um Motive zu

sammeln, und die nötigen landschaftlichen Gegenstände für meine Tierbilder studiert. — Bei Herrn R. Merian in Teufen verbrachte ich ebenfalls einen Sommer mit Pferdestudien, um nachher für ihn ein orientalisches Bild auszuführen. 53 war ich in Engelberg. Von diesem Aufenthalt her rührt ein Bild, das ich in Wien an Herzog August von Koburg verkaufte, anno 54.

Um diese Zeit verlobte ich mich mit meiner jetzigen lieben Frau, Berta Schlatter, die damals mit ihrer Mama in Wien lebte. Die Mama, eine Schweizerin, reiste jedes Jahr im Sommer nach ihrer Heimat mit der Tochter, bei welchem Besuch ich diese Bekanntschaft machte. Im Mai 56 verheiratete ich mich und machte dann die Reise nach Wien.

Im Jahre 57 machte ich ein grosses Bild „Die Heimkehr von der Alpe“ und verkaufte dieses in Frankfurt an einen russischen General Borichikeff. Dieses Bild, nebst einem, das für Herrn Baumann-Dietzinger in Zürich bestimmt war, figurierte anno 1858 auf der ersten grossen Ausstellung in München, wo ich einen schönen Erfolg erzielte. Anno 59 stellte ich die „Mittagsruhe“ in Köln aus; wegen schlechtem Placement war der Erfolg geringer. Doch habe ich dasselbe an die Künstlergesellschaft in Zürich verkauft. Auf der Reise nach Köln 59, die ich in Gesellschaft mit Stückelberg machte, erlebten wir aber bei dem Künstlerfest dorten einige Grobheiten von seite der Düsseldorfer Maler, so dass wir ohne das Fest mitzumachen gleich nach Paris reisten. — Überhaupt neigte sich mein Streben mehr auf die französische Malerei; ich fand dort mehr Ernst und Tüchtigkeit in der Mache, hatte die Überzeugung, von ihnen mehr als von der deutschen Schule zu lernen.

Von Paris heimgekehrt ergab sich ein Moment, das sehr wichtig, für mein ferneres Fortkommen entscheidend wurde. Erstens hatte mein Vater seine Bierbrauerei verkauft, und somit verlor ich mein dortiges Tieratelier. Es handelte sich nun für mich, entweder fortzuziehen in eine grössere Stadt, oder mir in Zürich etwas Terrain anzukaufen, um mir das verlorene Atelier selbst zu bauen. Auch hatte ich im Künstlergütli ein Atelier gemietet, um die Bilder auszuführen; auch dieses wurde mir zu gleicher Zeit gekündet. — Meine Eltern hätten es nicht gerne gesehen, wenn ich aus der Schweiz fortgezogen wäre; sie gaben sich grosse

Mühe, einen für mich passenden Bauplatz zu finden, und richtig, kaum von Paris heimgekehrt, erwarb ich die Hornau, ein schön gelegenes Stück Land am See. Ein altes Häuschen war vorhanden; aber die Ateliers — Tier- und Bilderatelier nebst Stallung — mussten dann gebaut werden. Anstossend an diese Besetzung war eine höchst malerische Landzunge, mit Weiden und Erlen bewachsen, Schilf und sandige Ufer; alles dies war eine wahre Fundgrube der schönsten Studien für das Tierfach. Es entstunden denn auch eine schöne Anzahl solcher Bilder, und ich war überglücklich, so nach Herzenslust studieren zu können.

Aber das Bildermalen ist keine leichte Sache; oft vernachlässigte ich die Bildwirkung ob dem genauen Studium, und ich hatte nicht immer lohnende Resultate und Anerkennung. Ein grosses Bild, das 61 gemalt und im Pariser Salon ausgestellt wurde, fand aus obigen Ursachen lange keinen Käufer, bis es endlich um niedrigen Preis in das Museum von St. Gallen kam. Immerhin gab es Bestellungen, so für J. Rieter-Rottwyler in Winterthur, dann für Frau Zollinger-Billeter, für H. Wunderli-Zollinger; dann für einen Herrn Schlumberger in Basel. Kurzum, ich arbeitete fleissig und verkaufte alles, gut und schlecht; zurücklegen konnte ich aber nie. Anno 65 malte ich ein grosses Bild für Herrn Moser in Schaffhausen und stellte es anno 67 in Paris aus; aber auch da ohne wichtigen Erfolg. (Dieses Bild kam dann im Jahre 1888 wieder in den Handel. In Basel ausgestellt, wurde es besser aufgenommen.) Im Jahre 58 wurde uns ein Knabe geboren. Er war die Freude von uns beiden; aber nur zu gut für diese Welt. Anno 63, im Oktober, starb er an einem typhösen Fieber.

Reisen nach Paris zur Eröffnung des Salons wurden alle zwei Jahre unternommen. — Troyon imponierte mir mit seiner Farbe und Jules Breton mit seiner Wahrheit in der Luftperspektive. Diese beiden Meister zeigten mir, dass die Tiere nicht im Atelier zu studieren seien, sondern in freier Luft, in der Sonne womöglich; das spätere sogenannte Plein-air-Malen fing da schon an. Die Resultate waren aber gar nicht so ausgefallen, wie es diejenigen von heutzutage treiben (1887 und 88). Das Studium in der Sonne war sehr schwierig und, wie es mir leider später zu grossem Nachteil wurde, für die Augen sehr schädlich. Schon

das Tiermalen an und für sich ist für ein kurzsichtiges Auge sehr aufregend; das Blenden der Sonne dazu schwächte die Sehkraft, und anno 70 kam es zum Ausbruch.

Im Sommer 68 verkaufte ich ein Bild nach Wien für den doppelten Preis wie ich ihn verlangte, weil das Frankenzeichen als Gulden im Katalog vorgemerkt war. Dies war dann die Anregung zu einer Reise nach Italien. So reisten meine liebe Frau und ich zuerst nach Mailand, dann nach Florenz und mit dem 1. Dezember waren wir in Rom. — Um die Zeit richtig anzuwenden, malte ich nach heimatlichen Studien ein eben solches Bild in den Tagen, wo es nicht angezeigt war wegen schlechtern Wetters, in einem kleinen Atelier. Es war dies ein genussreicher Winter; man sah vieles Schöne und Belehrende, und durch die Abwechslung des Arbeitens wurde der Aufenthalt nicht ermüdend und zugleich nutzbringend. Das Bild schickte ich von Rom aus nach Wien und hatte dann die grosse Freude, dass es sogleich verkauft wurde und zwar wieder an den Herzog August von Koburg, der anno 54 ein Bild gekauft hatte. So mit Mitteln versehen wollte ich länger in Italien bleiben, um auch in diesem schönen Lande, mit den schönsten Tiermotiven eine Razzia von Studien zu sammeln. Im April malte ich in Porto d'Anzio; das Meer war für mich von grossem Interesse, leider aber gab es nie einen rechten Sturm. Im Monat Mai reisten wir nach Neapel, Capri, Pästum, Amalfi usw. und kehrten gegen Ende des Monats wieder nach Rom zurück. Hier bereitete ich mich vor, um im Gebirge den Sommer über Studien zu malen; da kam eine Hiobspost von Hause, dass meine verheiratete Schwester Emilie an der ersten Kindbett gestorben sei, und ich sogleich nach Hause kommen sollte. Mit schwerem Herzen reisten wir nach Hause.

Wie gern hätte ich damals schon Haus und Hof verkauft; denn ich sah es zu gut, wie schwierig es war, sich von der Schweiz aus im Ausland einen guten Namen zu machen. Es fehlt die Anregung, der Umgang mit Kollegen, es fehlen die Kunsthändler, die immer mehr und mehr sich zwischen den Liebhaber und den Künstler drängen, und so auch manch Anderes, was für einen Strebsamen von grosser Wichtigkeit ist. — Dieser Wunsch sollte aber nicht in Erfüllung gehen. Das so schöne Besitztum der Hornau hätte ich nur mit grosser Einbusse verkaufen können,

da durch die projektierten Quaianlagen ein Provisorium geschaffen wurde, das alle Verkäufe, die in diese Verhältnisse verwickelt wurden, beinahe unmöglich machte.

Da kam das verhängnisvolle Jahr 70. Mit dem Tage der Kriegserklärung, nachdem ich noch in Paris den Salon besucht hatte, zeigte sich mein Augenleiden. Plötzlich konnte ich nicht mehr malen, weil ich anstatt einer geraden Linie eine gekrümmte sah und nicht wusste, wann der Pinsel die Leinwand berührte. Es kamen nun schwere Zeiten. Musste strenge Kuren durchmachen und konnte in diesem Jahre eigentlich nichts mehr Rechtes malen. Das erste Bild war eine Abendlandschaft aus dem Zürichhorn, dann der Nebel auf der Alpe (in der Kunstsammlung von Winterthur). Dann kamen eine Idylle aus dem Berner Oberland (in der Kunstsammlung Glarus), und die Pferdeschwemme. Die drei letzten Bilder figurirten auf der 73ger Ausstellung in Wien.

Diese Ausstellung lockte nun meine liebe Frau und mich nach Wien; wir waren von einer befreundeten Familie, den Eltern eines Schülers, eingeladen. Der Erfolg der Ausstellung war ein Orden; eiserne Krone III. Klasse.

In diesem Sommer machte mir die Nordostbahn die Bestellung eines Bildes als Geschenk für Herrn Alfred Escher, als abtretenden Präsidenten des Direktoriums dieser Bahn. Ich wählte da das Motiv der „Gotthardpost“, bereiste die Gotthardstrasse und machte diesbezügliche Studien. Im Herbst sah Herr Imthurm aus London das angefangene Bild und wünschte eine Copie davon zu besitzen. Es wurde mir von den Bestellern auch bewilligt, eine solche anzufertigen. Das Direktorium der Nordostbahn wie die Herren Escher und Imthurm waren dann auch zufrieden mit der Ausführung, und bis auf den heutigen Tag gilt im Publikum das immer noch als das beste meiner Bilder. Das ärgerte mich zwar immer; und ich glaube auch mit Recht, dass ich seit dieser Zeit doch noch bessere, wenn auch nicht so populäre Bilder gemalt habe. Das Sujet und ein guter, passender Titel fallen bei dem allgemeinen Publikum hauptsächlich in die Wagschale. Das eigentlich Künstlerische kommt nicht in Betracht.

Ein grosses Bild „Gewitter auf der Alp“ wurde unternommen. Die Pferdeschwemme und dieses letztere stellte ich auf der 76er Ausstellung in München aus. Mit den Augen ging es nicht am

besten; gegen das Frühjahr 77 merkte ich im linken Auge auch Störungen, und richtig, im Mai war das Unheil sichtbar. Professor Horner sah dies schon längst voraus. Eine sehr lange Kur und ein sehr langes Nichtstun war die Folge; erst 79 auf 80 konnte ich wieder, und zwar mit grosser Mühe, an die Arbeit gehn. Die Flecken neben dem Schmerz in beiden Augen hinderten mich sehr, exakte Konturen zu malen. Ich verzweifelte, ob es je für mich möglich würde, ein Tierbild mit menschlichen Figuren zustande zu bringen, selbst in grossem Format. Zuerst probierte ich es mit Landschaften, ein halbes Dutzend entstanden und noch mehr; ich konnte aber nur wenige verkaufen; dann probierte ich es mit grossen Tierbildern, so die „Heuernte“, dann der „Aufzug auf die Alp“ (an Herrn Brandt verkauft, 81), dann das Bild „auf dem Felde“ und der „Schafweg“ (anno 83 auf der Landesausstellung). Das letztere Bild gefiel im Publikum und wurde in die Verloosung gewählt. Es gewann dies ein Arbeiter und kam dann endlich in den Besitz des St. Galler Museums. Von kleinen Bildern musste ganz abstrahieren. Nach der Natur Studien zu malen wie früher, musste ich ganz aufgeben, und doch kann kein Maler ohne die genaueste Beobachtung der Natur etwas Ordentliches zustande bringen.

Nun lernte ich eine andere Art zu studieren. Ich besah mir das betreffende Modell in richtiger Stellung im Freien, sowie auch die landschaftlichen Details; memorierte so gut als möglich und ging dann in das Atelier und malte das Gesehene. Es ist dies in gewissem Sinne ein ganz richtiges Verfahren. Man ist weniger der Sklave der Natur, das Überflüssige lässt man viel leichter weg, das zu dem gesamten Eindruck im Bilde nicht nötig ist, und bequemt in Form und Farbe alles besser dem Bedürfnis des Bildes an. Die ganze Arbeit wird freier; man geht mehr auf die Hapterscheinung los und verliert sich nicht in unnützen Details. Auch die geistige Anstrengung ist künstlerisch höher als das Kopieren der Natur, das ja die Photographie auch kann. Da aber auch manch Gutes, das das unmittelbare Naturmalen unwillkürlich erzeugt, bei diesem Memorieren dahinfällt, jedenfalls viel schwieriger zu erhaschen ist, so wird man genötigt, diesen Mangel durch Theorie, Verstandesübungen zu ersetzen. Die Formen müssen konstruiert und die Farbentöne aus den Gesetzen der optischen Erscheinungen hergeleitet werden. Hätte aber jemand

mit diesem Augenübel, mit dem ich nun behaftet bin, nicht die Erfahrungen eines sehr fleissigen Studienlebens, die ich mir gesammelt habe, so könnte er jetzt mit den besten Verstandesoperationen kein Bild herstellen. Wenn ich auch in mancher Richtung das nicht mehr imstande bin zu leisten, was ich früher konnte, so hat mir aber diese jetzige Art des Arbeitens wiederum grosse Vorteile geboten. Das kleinliche Ausführen, die Gewissenhaftigkeit von früher habe ich verloren, und an Stelle dessen tritt ein freieres, übersichtlicheres, breiteres Arbeiten. Kontraste der Formen und Farben sind mir jetzt wichtiger als feine, der Natur abgelauschte Spitzfindigkeiten. Mit schattenlosen Figuren in grauen, schmutzigen, abgetönten Tinten kann ich wegen der schwachen Augen nichts mehr anfangen. Ebenso wenig ist mir möglich eine zarte, feine Pinselführung, Eingehen ins feine Detail . . .

Eine „Viehherde am See“, die „Tränke am See“ (mit Kalb), ersteres im Museum von Zürich, das zweite in demjenigen von Schaffhausen, folgten, dann ein Bild ebenfalls „Kühe, die zur Tränke kommen“, im Besitze von Herrn Krüse. Alles dies Bilder im grossen Format. In dem Jahr 85 kam Böcklin nach Zürich, wo er sich ein grosses Atelier baute. Durch seinen Einfluss wurde ich in manchem bestärkt, und ich engagierte mich noch energischer in den mir durch das neuere Studieren . . .

In Worten lassen sich die Bestrebungen, die ich jetzt befolgte, nicht ausdrücken; es sei hier nur gesagt, dass ich mit der Bildwirkung befriedigendere Resultate erreichte, als früher, dass es aber auch viel schwieriger mir wird, neue und zündende Motive zu erfinden, weil sich nicht alles zu diesen Anforderungen eignen kann.

Schon in den 50ziger Jahren hatte ich die Bekanntschaft eines Freundes der Kunst, eines reichen Kaufmanns in Winterthur, gemacht, und diese Bekanntschaft hat sich bis auf die heutigen Tage immer freundschaftlicher gestaltet. Dieser Herr Imhof hatte seinerzeit auch ein ähnliches Augenleiden, das sich aber bis zur totalen Blindheit entwickelte. Also viel schlimmer als es bis jetzt mir gegangen ist. Er war dann so freundlich und bat mich und meine liebe Frau seit 77 jeden Winter, 14 Tage vor dem Jahreswechsel und ebenso 14 Tage nachher, zu sich nach Winterthur, um in der dunklen Jahreszeit meinen Augen eine Ruhe zu verschaffen. Und ich war immer sehr dankbar für diese freundliche

Aufmerksamkeit. Auch hat Herr Imhof immer den grössten Anteil an dem Wohl und Wehe, das uns betraf, genommen.

Trotzdem ich glaube, bessere Bilder als früher zu malen, hatte ich doch weniger Glück mit dem Verkauf, sei es, dass die Bilder zu gross für das kaufende Publikum sind, sei es, dass die Tiermalerei an Interesse verloren hat. Auch auf den grossen Ausstellungen hatte ich keine Resultate zu verzeichnen; andere Richtungen, und gewiss nicht die gesundesten, machten sich geltend. Die jungen Künstler wollen sich eben auch geltend machen, die Kunsthändler andererseits haben den Handel ganz an sich gerissen.

Schwere Zeiten muss ich durchmachen und wer weiss, was mir alles noch bevorsteht. Könnte ich mein Heimwesen ohne Schaden verkaufen, so wäre ich viel ruhiger für meine Zukunft. Aber es scheint, auch dieses soll noch lange auf sich warten lassen.

Seit dem Jahre 82 habe ich keine Reise zu Ausstellungen ins Ausland machen können. Eine grosse Anzahl Bilder häuften sich im Atelier, von den Ausstellungen kamen sie immer wieder zurück. So habe ich 86 auf 87 einen „Pferdekampf“ gemacht, der im Publikum einiges Aufsehen machte, ja einige Personen waren darüber ganz entzückt. Ferner habe ich das grosse Bild „Auf dem Felde“ ganz umgearbeitet; es gefiel meinen Bekannten und diese portierten es bei der Künstlergesellschaft sehr lebhaft; aber lebhafter war die Agitation des Präsidenten und einiger anderer Mitglieder der Gesellschaft, sodass diese letzteren den Sieg davontrugen. Es wurde die „Viehherde am See“, weil billiger, in die Sammlung gekauft. Zwei Bilder, die ich im Frühjahr 88 im Künstlergütli ausstellte, haben bei dem Publikum Anklang gefunden; es waren dies „Im Frühling“ (eine schwarze Kuh im hohen Gras) und die „alten Erinnerungen“. Letzteres stellte ich in Berlin aus; es gefiel dorten sehr gut, aber gekauft wurde es nicht. Jetzt hat es Herr Imhof für das Winterthurer Museum angekauft. In Luzern glückte mir ein Verkauf an einen Amerikaner: „Im Spätherbst“ und eine „Überschwemmung im Gebirge“. Zwar zu sehr niedrigem Preise.

In München stellte ich auf der internationalen Ausstellung drei Bilder aus: „Auf dem Felde“, der „Pferdekampf“ und „Das verkaufte Kalb“. Alle drei Bilder wurden schlecht plaziert. Immerhin reiste ich mit meiner I. Frau dorthin, um zu sehen, ob meine

Arbeit diese Behandlung verdiente oder was Schuld an dieser neuen Prüfung sei. Die Schweiz vernachlässigte eine Kollektivausstellung, und so sind alle aus der Schweiz kommenden Bilder schlecht behandelt worden. Ein ganz abscheuliches Klikenwesen hat sich da breit gemacht. Wenn ich meine Arbeiten mit denen meiner Kollegen im Tierfach verglichen habe, so war ich über das Resultat durchaus nicht gedemütigt.

ZÜRICH.

PROF. ADOLF FREY.



WARUM VERÄNDERT SICH DIE SPRACHE?

Auf die Frage nach den Ursachen des Sprachwandels könnte man kurzerhand mit dem alten Satz des Heraklit antworten: „alles ist in ewigem Fluss“. Wo Leben spriesst, herrscht ein reiches, beständiges Wachsen und Vergehen. Und da die Sprache eine der wichtigsten Lebensformen ist, muss auch sie dem Wandel unterworfen sein. Das trifft nicht nur für die vergangenen Sprachen zu, aus denen die neueren durch langsame Veränderung hervorgegangen sind und die uns jetzt fremd anmuten, sondern es gilt auch für die heutigen Idiome, und zwar für Dialekte, wie für Schriftsprachen, für natürliche und auch für künstliche Sprachen, wenn auch in verschiedenem Grade. Unsere eigene Mundart, die wir von unsern Alvordern übernommen, und die wir getreu und echt zu bewahren glauben, ist nicht weniger als andere fortwährendem Wechsel anheimgegeben. Es muss so sein. Leben ist Veränderung, Stillstand ist Tod. Dem Linguisten fällt die Aufgabe zu, nicht nur an Hand sorgfältiger Interpretation älterer Stufen und genauer Beobachtung moderner Vorgänge die Bedingungen zu erforschen, unter welchen Sprachwechsel stattfindet, sondern auch Hypothesen über die ewig wirkenden Ursachen der Gesamtveränderung aufzustellen.

Wenn an einem unserer rauschenden eidgenössischen Schützenfeste, an derselben langen Bank der Festhütte, französisch sprechende Waadtländer, in ihrer Mundart sich unterhaltende Walliser, Appenzeller, Rätoromanen, Tessiner versammelt sind, so klingen ihre Worte grundverschieden; sie können einander nicht verstehen;